

ALLAN REXWORD

RACHE  
VIRUS

8280-  
edition.ch

# RACHEVIRUS

Von Allan Rexword

## **Impressum**

1. Auflage Februar 2024  
Erschienen bei 8280-edition.ch

ISBN 978-3-03977-002-1

Copyright:  
© 8280-edition.ch  
8280 Kreuzlingen - Schweiz  
Text und Satz: © Allan Rexword  
Lektorat: Stephan Militz

Umschlaggestaltung: Ria Endelegende

Druck und Bindung: Online-Druck GmbH & Co. KG,  
Printed in Germany

*Es ist besser, für etwas zu kämpfen als gegen etwas.*

Amos Bronson Alcott



# Inhaltsverzeichnis

Prolog.....	7
Erde zu Erde, Staub zu Staub.....	12
Ferngesteuerter Spinnenkasten.....	28
Tiefe Krater im Wüstensand.....	44
Essenseinladung für eine Antilope.....	62
Goldene Fassaden.....	83
Chakhchoukha für vier Rotlichtbesucher.....	97
Erst der Spaß, dann das Vergnügen.....	113
Geld regiert die Welt.....	128
Die scharfen Krallen der Verzweiflung.....	145
Zur ewigen Ruhe gebettet.....	161
Unerwünschter Besuch.....	177
Nicht jeder Versuch macht klug.....	193
Blauer Himmel, dröhnenches Lachen.....	207
Verdächtige Handarbeiten.....	224
Der Köder auf dem Schachbrett.....	241
Schmuggeln durch die Vordertür.....	258
Nur 30 Sekunden.....	273
Gejagter Jäger.....	291
Reglose Körper auf der Party.....	305
Kopfgeld für ein Einzelstück.....	324
Böses Erwachen.....	338
Das Kap der Katzen.....	353
Ich weiß, was du letzten Donnerstag getan hast.....	371
In der Katzenfalle.....	388
Saubere Arbeit.....	405
Bewegung in Himmel und Hölle.....	422

Abschiedsgeschenke .....	437
Epilog .....	461
Faktencheck: Technologien Ende des Jahrhunderts ..	467

## Prolog

Der kräftige Außenborder brummte unablässig und trieb sie zuverlässig in Richtung Süden vorwärts. Die Batterien des Motors würden mindestens weitere sechs Stunden halten. Könnte Matías es sich aussuchen, wären er und sein jüngerer Bruder heute nicht die rund neunzig Kilometer vom spanischen Almería über das Mittelmeer gefahren.

Aber der Funkspruch mit der Positionsangabe von Jawaria, ihrer algerischen Auftraggeberin, war eindeutig: 13-APR-2095 13:00:00 UTC+2 / 36°22'57.1"N 1°33'28.1"W.

Die Koordinaten waren nichts Neues. Sie lagen in der Mitte zwischen der algerischen Hafenstadt Oran sowie Cabo del Gata, einem Kap an der europäischen Südküste. Für diese Tour erhielten sie eine anständige Bezahlung. Wenig Arbeit, gutes Geld, aber nicht ohne Risiko.

Im Flackern der Blitze durchstachen in der Entfernung die ersten langen Spitzen die Wellenkämme und zerteilten die Wellen. Die kritische Phase begann. Wollten sie nicht von einer Wachdrohne erwischt werden, durften sie sich maximal fünfzehn Minuten in diesem Abschnitt aufhalten.

»Langsamer, Lorenzo!«, rief Matías. »Wir wollen uns nicht selbst aufspießen!«

»Ja, ja. Wir machen die Tour nicht zum ersten Mal, oder?«, kam die Antwort seines jüngeren Bruders. In unveränderter Geschwindigkeit raste er weiter auf die tödbringenden Spitzen zu.

Erneut zuckte ein Blitz über das brodelnde Firmament. Zerriss die Wolkentürme, als würde Zeus jeden Moment persönlich hervorstürmen. Das erratische Flackern brach sich auf den blank polierten Spitzen eines ganzen Waldes unterschiedlich langer Stacheln. Der »Wall«.

Die zwischen fünf und sieben Metern im Durchmesser großen Kugeln zogen sich wie eine dichte Kette aufgespießter Seeigel über den Horizont. Dutzende Blitze zuckten hervor und spiegelten sich auf den nassschwarzen Metallflächen. Als wolle das Gewitter jeden Gedanken an deren Überwindung im Keim ersticken.

Für Matías war es unvorstellbar, wie man bei diesem Seegang nahe genug an das menschenverachtende Bollwerk aus Stahl herankam, ohne das Boot aufzuschlitzen. Nicht nur das. Die Flüchtlinge kletterten wie Ameisen durch die Spitzen hindurch und über die glatten Stahlkugeln hinweg. Idealerweise, ohne sich aufzuspießen oder Gliedmaßen an den scharfen Kanten zu verlieren. Aber das war zum Glück nicht sein Problem.

»Matías, schau da vorne, bei den ersten Spikes!«, hörte er Lorenzos Stimme über den Sturm.

Er sah sie. Fünf orangene Punkte in dreihundert Metern Entfernung, die immer wieder zwischen den Wellen sichtbar wurden. Das war ihr Ziel. Dieses Mal waren die Koordinaten ungenau. Ihre Zeit lief ab.

»Mierda!« Das würde knapp. Sein Bruder fuhr weiterhin mit Vollgas in die neue Richtung.

»Langsamer, Lorenzo! Willst du uns umbringen? Idiot!«

Längere Stacheln durchbohrten die Wellen in maximal fünfzig Metern Entfernung. Viel zu nah für diese Bedin-

gungen bei Sturm und Seegang. Die orangenen Schwimmwesten kamen endgültig in Sichtweite.

Noch dreißig Meter. Es waren anscheinend drei Frauen, ein Mann und ein Kind. Wenn sie die Flüchtlinge nicht gleich herausfischten, würde der Wind sie zurück in den Wall drängen. Aufgespießt wie Schmetterlinge, die auf den Tod warten, verreckten sie dann elendig. Matías überlief eine Gänsehaut bei der Vorstellung. Er sähe diese Tragödie nicht zum ersten Mal. Endlich fuhr Lorenzo langsamer.

Kurz darauf kamen sie bei den verlorenen Seelen an. Nasse Köpfe schrien Worte auf Arabisch, das er nicht beherrschte.

»Lorenzo, vorsichtig!«, mahnte er erneut.

Die Frau, die ihm am nächsten war, holte er sich mit dem Enterhaken heran. Matías hievte ihren nassen Körper an Bord. Schreiend und mit gestikulierenden Armen stürzte sie an die niedrige Reling. Ein Blick klärte, was sie meinte: Das Mädchen trieb auf eine nahe Spitze zu. Er wollte seinem Bruder Bescheid geben, da sprang die Frau zurück ins Wasser. Der zurückschwingende Rumpf warf ihn schmerhaft auf den harten Plastikboden in der Bootsmitte.

Verdamm! War die verrückt? Er rappelte sich wieder auf und schaute sich um. Mit letzter Kraft hatte sie das Mädchen in Richtung des Bootes gestoßen, nur wenige Meter vor den tödlichen Spitzen. Dafür trieb die Irre selbst unaufhaltsam auf den nächsten Dorn zu. Die panischen Schreie des Mädchens übertönten die dröhnenden Wellen und den rollenden Donner. Nun zog Matías das Mädchen mit dem Enterhaken heran und hievte es an Bord.

»Hadi, hadi, ruhig, ruhig«, sagte er, um sie zu beruhigen. Neben »jalla«, schneller, das einzige, arabische Wort, das er kannte. Die Kleine zitterte und schaute ihn mit schreckensweiten Augen an. Sie hatte es geschafft.

Sein Enterhaken rutschte immer wieder an der Frau, die sich für das Mädchen in das Wasser gestürzt hatte, ab. Der Seegang schob sie davon und ihre Zeit verrann. Erneut versuchte er, sie heranzuholen. Endlich hakte er sich unter ihre Schwimmweste ein. Die Wellen schaukelten sie nicht mehr auf und ab. Eine vierkantige schwarze Spitze, auf der sich Blut und Wasser mischten, ragte aus ihrer Brust. Ein letztes Aufflackern des Gewitters spiegelte sich in ihren starren Augen und dem vor Überraschung aufgerissenen Mund. Als könne sie es selbst im Tod nicht glauben, das neueste Opfer des Walls geworden zu sein.

»Mierda«, fluchte Matías nicht zum ersten Mal auf dieser Fahrt.

Ohne einen weiteren Gedanken zu verschwenden, holte er die anderen beiden Frauen an Bord und zum Abschluss den Mann. Alle waren jung – wie immer.

»Lorenzo! Gib Gas, wir müssen hier weg, ehe die Drohne auftaucht«, brüllte er über die Wellen. Das Boot bewegte sich kurz rückwärts und entfernte sich in einem engen Bogen mit Vollgas von dem Wall.

Zumindest die vier hatten es geschafft. Was auch immer das wert sein mochte. In Matías und Lorenzos Heimat Spanien wartete auf die meisten von ihnen nichts Gutes. Jawaria war die Einzige, die an diesem Arrangement verdiente – und natürlich ihre Helfer, wie sie beide.

Das Mädchen zupfte an seiner Jacke. Er schaute sie an. Mit kaum wahrnehmbarer Stimme fragte sie ihn: »'ayn

*'umi? ... mumya'?*«

Ihm war klar, wen sie suchte: Das Wort »Mama« klang in den meisten Sprachen ähnlich.

## **Erde zu Erde, Staub zu Staub**

Die Sonne brannte unbarmherzig auf das Festmahl. Eine fette Made fraß sich mit Hunderten Geschwistern genüsslich durch totes Gewebe. Dutzende grünviolet schillernde Fliegen umschwirrten den Leichnam und taten sich an den verwesenden Überresten gütlich. Der süßliche, faulige Geruch lockte ganze Heerscharen roter Ameisen aus den tiefen Rissen des trockenen Lehmbodens hervor. Sie nutzten ihre seltene Chance, den Nachwuchs mit ausreichend Nahrung zu versorgen.

Währenddessen lauerte ein dunkelgrau gefiederter Rabengeier auf einem Pfahl darauf, seinen gebogenen Schnabel in das köstliche Fleisch zu schlagen. Närer heran traute er sich nicht, denn ihm gegenüber stand ein Mensch, der sich ebenfalls für die Mahlzeit interessierte.

### **Jacques**

Das heiße Holz des dornigen Gatters brannte sich in Jacques' verkrampte Hände, während er die gruselige Szenerie schweigend betrachtete. Die in ihm aufsteigende Übelkeit ließ sich nicht mehr herunterschlucken. Statt sich zu übergeben, konnte er nur bittere Galle aus seinem leeren Magen auf den Boden würgen. Die kläglichen Reste des Gerstenbreis hatte er bereits gestern Mittag gegessen. Gleichzeitig durchzog eisige Kälte seine Glieder bei dem Gedanken, was der Anblick für die Zukunft bedeutete.

Die drei braun-weiß-gefleckten Ziegen ihrer Familie lagen tot im Wüstensand. Sie schauten ihn aus anklagenden, trüben Augen an. Ein bestialischer Gestank zog über die Ebene. Es waren nicht die ersten Kadaver, die er sah. Das machte es aber nicht besser, verflucht! Was war hier passiert? Heute Morgen waren sie noch bei bester Gesundheit.

Und ohne ihre Ziegen würden sie ... würde er ... erneut verdrängte er den Gedanken. Nochmals atmete er durch den Mund ein, schluckte und riss sich zusammen.

»Maman?!«, rief er nach hinten.

Seine Mutter stand gebückt auf ihrem Feld. Mit der Hacke versuchte sie eine Furche in den ausgetrockneten Lehmboden zu ziehen. Die dünnen Gerstenhalme ließen traurig ihre Ähren hängen. Es schien, als wüssten sie, was das Schicksal der Ziegen für ihre kleine Familie bedeutete. Alarmiert von seinem Tonfall hob Annabelle ihren Kopf. Sie wischte sich den Schweiß von der Stirn und marschierte mit zügigen Schritten zu ihm herauf. Mit einer Hand schob sie ihre Locken nach hinten und starrte auf die von Fliegen umschwirrten Kadaver.

»Merde!« Das war das Einzige, was sie mit versteinertem Gesicht dazu zu sagen hatte.

Da musste er ihr zustimmen. Durch den Tod der Tiere hatten sie ein massives Problem. Ohne die Ziegen, deren tägliche Milch und Käse sowie das sehnlichst erwartete Lämmchen, würden sie einen Großteil ihres Einkommens verlieren.

Langsam trat Annabelle an die Kadaver heran und schob die toten Körper mithilfe eines Stocks zur Seite.

»Zut!«, knurrte sie, zeigte auf eine Stelle am Boden und wandte sich halb zu ihm um. »Schau dir das an.«

Sie presste ihre Lippen so fest zusammen, dass sie eine helle, ernste Linie bildeten. Alles in ihm sträubte sich. Trotzdem folgte er ihrer Bitte und kam mit langsamem Schritten näher. Und dann sah er, was sie meinte: Ein größerer Haufen grünlich-roter gezackter Blätter lag im Gehege - Rizinus.

»Was?! Sie wurden vergiftet?«, fragte er fassungslos und schüttelte seinen Kopf, als könne er damit den Anblick wie den eines Albtraums verscheuchen. »Warum?«

»Man will uns loswerden«, antwortete Annabelle knapp. »Diese Botschaft ist eindeutig. Meinst du nicht auch?«

»Aber ... aber, wir haben niemandem was getan!«, rief er und warf seine Arme in die Luft. Er konnte nicht glauben, dass einer ihrer Nachbarn zu so einer Tat fähig wäre. Oder doch – er hielt inne und versteifte sich. Einer Person würde er das definitiv zutrauen: Youssef.

Bei dem Gedanken an den Halbstarken verkrampte er sich. Glühender Zorn zog brodelnd durch seine Adern. Der siebzehnjährige Youssef lehnte ihn ab, seit sie vor Jahren hier im Dorf angekommen waren. Vermutlich aus Eifersucht. Jacques war mit dessen Schwester Kara zusammen. Heimlich. Die Ablehnung des Bruders war in regelrechten Hass umgeschlagen, als er die beiden vor einigen Monaten abends abseits des Dorfes erwischt hatte. Youssef war der festen Überzeugung, dass Jacques nicht gut genug für Kara war.

»Lass es gut sein, Jacques«, holte seine Mutter ihn aus den Gedanken. Sie hatte offenbar nicht mitbekommen, wie sehr es in ihm kochte.

»Non! Nichts ist gut!«, fuhr er sie unwirsch an. Er hob seine Schultern und ballte die Hände zu Fäusten. »Das war Youssef. Ganz sicher. Sagen wir es Idir! Jetzt!«

Schweigend schaute sie ihn für einen Moment an. »Das kann ich mir kaum vorstellen. So niederträchtig ist der Junge nun auch wieder nicht. Aber, selbst wenn – wie willst du es beweisen? Und falls wir mit haltlosen Vorwürfen zu seinem Vater gehen? Ohne etwas in der Hand zu haben, stehen wir deutlich schlechter da als jetzt. Und, wir müssen ihn um einen weiteren Aufschub der Pacht bitten.«

Jacques Mund klappte auf und wieder zu. Ihm fiel spontan keine passende Erwiderung ein. Ihre Logik war bestechend klar und er musste ihr leider recht geben. In einem irrte sie sich: Youssef war das definitiv zuzutrauen und er durfte damit auf keinen Fall durchkommen.

Als er nichts sagte, setzte sie zögerlich hinzu: »Aber, ... vielleicht«, sie stockte erneut, »gibt es eine andere Möglichkeit. Auch wenn es uns die Ziegen nicht zurückbringt.«

»Was meinst du?«, hakte er irritiert nach und kapierte kein Wort.

»Lass uns später drüber reden.« Stöhnend richtete sich seine Mutter auf und legte ihm sanft die Hand auf die Schulter. »Ich versteh dich ja, Jacques. Mir passt das auch nicht. Aber zunächst müssen wir Ordnung schaffen. Kümmerst du dich um die Kadaver? Ich spreche währenddessen mit Idir – wegen der Pacht. Wir schauen heute Abend, wie es weitergeht. Einverstanden?«

»Wollen wir nicht wenigstens jemandem diese Sauerei zeigen?«, wunderte er sich. Wenn sie jetzt alles wegräumten, könnten sie nie beweisen, dass Youssef die Ziegen vergiftet hatte.

»Nein«, kam ihre entschiedene Antwort und sie schüttelte vehement den Kopf. »Das bringt nichts als Ärger. Schau dich doch um. Auf dem Trampelpfad neben dem Gatter kommt am Tag ein Dutzend Nachbarn vorbei. Jeder von denen kann es gewesen sein. Man könnte sogar behaupten, dass wir es selbst waren, weil wir beim Pflücken der Blätter einfach nicht aufgepasst hätten.«

»Ich ... Aber ...« Er knirschte mit den Zähnen und starre sie an.

»Merde!«, entfuhr es jetzt auch ihm lautstark und er trat wutentbrannt nach einem Stein, der im weiten Bogen davonflog.

Das war eine zum Himmel schreiende Ungerechtigkeit und das wusste Annabelle. Youssef oder sonst wer zerstörte ihr Leben und sollte ungeschoren davonkommen? Das widersprach allem, an das er glaubte. Allem, dass seine Mutter ihm beigebracht hatte. Sie war es, die immer Rückgrat zeigte und meinte, dass man für eine gerechte Sache einstehen musste. Aber es war auch sie, die immer einen kühlen Kopf bewahrte. Sie wusste, wann man bei einer aussichtslosen Schlacht besser den Rückzug antrat. Nur dank dieser Mischung hatten sie ihre Flucht von der Elfenbeinküste bis hierher nach Algerien überlebt. Und nur dank ihres ruhigen und selbstbewussten Auftretens hatte man sie hier im Dorf aufgenommen. Daher beugte er sich für den Moment ihrer bestechenden Logik und Erfahrung. Aber ausgestanden war die Sache damit noch lange nicht.

Am Ende machte er sich, weiterhin innerlich kochend, an die Arbeit.

Kurz vor Sonnenuntergang war sein grausiges Werk vollbracht. Die Kadaver hatte er in weiße Planen gerollt und seine Fracht über einen flachen Hügel geschleift. Dahinter eine tiefe Grube im Sand ausgehoben, die sterblichen Überreste ihrer Tiere hineingeworfen und mit Kalk bestreut.

Die körperliche Arbeit hatte ihn ausgelaugt und seiner Wut ein Ventil geboten. Inzwischen breitete sich eine dumpfe Leere in ihm aus. Während er sich auf die Schaufel stützte, blickte er im letzten Sonnenlicht von seinem erhöhten Standpunkt auf die Dächer ihres Dorfes: ein paar Dutzend eckige sandsteinfarbene Blöcke. Als hätte ein Riese mit Bauklötzen gespielt und die Reste achtlos im Sand liegengelassen. Hinzu kamen verstreute Wellblechhütten der Zugezogenen am Dorfrand. Zu denen zählten auch seine Mutter und er selbst. Auf der anderen Seite erhab sich ein einzelner Berg, der die wesentliche Versorgungsgrundlage ihres Dorfes darstellte. Er stand als einsamer Wächter in der Wüste und sammelte das lebenswichtige Wasser. Seine Hänge boten fruchtbarere Böden als die restliche Steppenlandschaft. Außer vertrockneten Büschen und knorriegen Bäumen waren die Felder das einzige Grünliche in all dem Braun und Gelb.

Erst vorgestern war Kara hinter einem der Häuser hervorgesprungen und hatte ihn mit einem selbst gebastelten Kranz aus lila Blumen überrascht. Anstelle des traditionellen Kopftuches hatte sie diesen wie eine altertümliche Göttin auf ihr Haupt gelegt und Jacques hinter

eine unbeobachtete Ecke gezogen. Bei der Erinnerung musste er grinsen. Seine Kara, die sich insgeheim nicht um die Traditionen scherte und immer versuchte, das Beste aus ihrer Situation zu machen. Sie war es, für die er alles auf sich nehmen würde, um mit ihr ein gemeinsames Leben führen zu können. Und vielleicht hatte seine Mutter ja wirklich eine geniale Idee, die ihnen aus dieser Misere helfen konnte. Diese Gedanken gaben ihm neue Hoffnung und Energie. Bisher hatten sie immer einen Ausweg gefunden, egal wie aussichtslos ihre Situation auch schien.

Auf dem Rückweg verwendete er etwas kostbare Flüssigkeit, um sich sowie seine Ausrüstung gründlich zu waschen. Zum Abschluss brachte er sie Familie Mohammed zurück, von der er sie geliehen hatte, und bedankte sich brav.

Es war bereits Abend, als er die knarzende Brettertür ihrer Wellblechhütte öffnete. Das obere Scharnier war hinüber, aber für einen Ersatz fehlte ihnen das Geld.

»... in Ordnung ... Ja, bringe ich mit ... *mai alslama*.« Als seine Mutter ihn bemerkte, legte sie hastig, beinahe schuldbewusst ihr Handy zur Seite und schaute ihn von unten an. »Alles erledigt?«

»Uff. Ja. Was für 'ne Plackerei.« Erschöpft fiel er neben ihr auf sein Bett aus Styropor und löchrigen Decken. »Hast du mit Idir gesprochen?«

Nickend ließ sie ihre Schultern hängen: »Ja, ich habe ihn vorhin zu Hause besucht. Er gibt uns keinen Aufschub. Wir sind bereits sechs Monate im Rückstand und müssen die Pacht jetzt begleichen. Er hat zwar Verständnis für uns, muss aber seine Familie auch versorgen. Entweder wir

zahlen – oder er verpachtet das Feld an jemanden anderes.«

Verflucht. Damit bewahrheitete sich seine schlimmste Befürchtung. Der Täter – Youssef – hatte sein Ziel erreicht: Ihre Lebensgrundlage zu zerstören, um sie zu vertreiben. Ein anderer Gedanke zupfte am Rockzipfel seiner Wahrnehmung und drängte sich nach vorne.

»Ähm ... Wenn du selbst bei Idir warst«, sprach er ihn laut aus, »mit wem hast du dann telefoniert ...?«

»Kannst du dir vorstellen, aus dem Dorf wegzu ziehen?«, stellte sie eine Gegenfrage, statt zu antworten. »Ich meine: richtig weg. Ein komplett neues Leben anfangen?«

Wollte sie so schnell aufgeben? Warum? Und nein! Natürlich wollte er das nicht. Um jeden Preis musste er bleiben – wegen Kara! Für seine Freundin, seine Liebe, würde er jegliche Qual in Kauf nehmen. Selbst wenn er dafür betteln gehen müsste.

Seine Gedanken standen ihm offenbar deutlich ins Gesicht geschrieben, denn sie sagte mit betont ruhiger Stimme: »Jacques. Wir sind hier am Ende. Es sind nicht nur die Ziegen und die Pacht. Auch der Arbeitsvermittler nimmt dich jeden Monat seltener mit. Und der jährliche Regen scheint ebenfalls auszubleiben. Uns bleibt keine Wahl. Ich habe eben ...«

»N’importe quoi! Man hat immer eine Wahl, das hast du mir selbst beigebracht!«, unterbrach er sie barsch und sprang auf. »Und du weißt genau, warum ich hierbleiben will!«

»Natürlich«, sie schaute ihn von unten an, »aber mach dir keine Illusionen, selbst wenn das mit den Ziegen nicht passiert wäre. Kara ...«

»Was ist mit ihr? Glaubst du auch, ich bin nicht gut genug für sie?«

»Nein, das habe ich nicht gesagt ...« Sie brach ab.

Aber gemeint, vervollständigte er den Satz in Gedanken, während ihm das Blut ins Gesicht schoss.

»Offenbar doch«, fuhr er sie an. »Sogar meine eigene Mutter hält mich für 'nen Versager, mit dem noch nicht mal der Arbeitsvermittler was anfangen kann. Trotzdem lass ich mich nicht vertreiben. Nicht von Youssef oder sonst wem.«

Sie öffnete den Mund, um etwas zu entgegnen. Hielt inne und schüttelte den Kopf, als wolle sie ein lästiges Insekt loswerden.

»Im Gegenteil, Jacques. Kara könnte froh sein, einen Mann wie dich zu bekommen«, erwiderte sie nach ein paar Sekunden und sah ihn direkt an. »Aber so einfach ist das nicht. Wir reden morgen darüber, wie es weitergeht, ja?«

»Von mir aus«, grummelte er, obwohl er ihr die versöhnlichen Worte nicht ganz abkaufte.

Frustriert und unzufrieden zog er die fadenscheinige Decke eng um seine Schultern und drehte ihr den Rücken zu. Was war nur los mit seiner Mutter? Auf ihrer Flucht aus dem Süden war es immer sie gewesen, die wie eine Löwin für sie beide eingestanden war. Eine Kämpferin, die sich mit keiner noch so ausweglosen Situation abfand. Das heutige Verhalten passte nicht zu ihr.

Egal. Morgen würde er als Erstes mit seiner Freundin sprechen und versuchen, die Dinge selbst in die Hand zu

nehmen. Irgendeine Lösung würde es geben. Er musste sie nur noch finden ...

Es war kurz vor Sonnenaufgang und sein Rücken schmerzte. So wie jeden Tag, den er auf der dünnen Unterlage aus alten Decken und nach Öl stinkenden Plastikresten übernachtete.

»Maman? Ich hol schon mal Wasser«, informierte er sie gähnend.

Eine Antwort erhielt er nicht, zuckte mit den Schultern und war nicht traurig drum. Das gab ihm die Chance, als Erstes mit Kara zu sprechen. Außerdem würde das Fortsetzen der gestrigen Diskussion anstrengend werden. Egal, mit wem seine Mutter noch telefoniert hatte und was für eine Idee sie vorschlagen wollte.

Die Brettertür knarzte und er trat in die klare Morgenluft. Kühler Sand knirschte unter seinen dünnen Sohlen. Der erste Schimmer der Morgenröte zeigte sich über dem niedrigen Berg. Gezielt griff er sich die zwei leeren Plastikkanister und marschierte in Richtung Dorfplatz. Vorbei an den sandfarbenen Kastenhäusern der Nachbarn, heruntergebrannten Müllhaufen und Wäschestücken, die vergessen auf den Leinen hingen. Das Geschrei von Kleinkindern und Bellen der Hunde verkündete vom langsamem Erwachen des Dorfes. Weitere Einwohner jeden Alters traten in traditioneller Leinenkleidung oder ausgewaschenen modernen Klamotten aus ihren Häusern und strebten in die gleiche Richtung. Auf dem staubigen, von kantigen Bauten umringten Platz war er einer der Ersten, der sich in die Schlange vor den mannsgroßen Frischwassertanks am Rande der Fläche stellten. Im Hintergrund

brummte ein Elektromotor und pumpte das kühle Nass aus den Tiefen hervor. Falls es nicht bald regnete, wären sie wieder auf den Tanklaster angewiesen, der ihnen wöchentlich aushelfen müsste.

Der Wasserstrahl sprudelte aus dem Rohr, das aus dem rostigen Container ragte, und füllte seine Kanister. Kurz darauf trat sie dicht neben ihn: Kara! Endlich. Sie war der grüne Spross im Zentrum seines ausgedornten Daseins, den er nicht verlieren durfte.

Ihre braunen Augen leuchteten und sie lächelte, als sie ihn grüßte. Die widerspenstigen dunklen Locken verbarg sie nur unzureichend unter dem Kopftuch, das man hier traditionell erwartete. Beim Befüllen der Behältnisse streichelte ihre Hand wie zufällig über seine. Elektrisierte Gänsehaut kroch seinen Arm hinauf. Sie ignorierten beide die Rufe aus der Schlange, weil sie sich neben ihn vorgedrängelt hatte. Für heimliche Treffen abseits des Trubels, so wie vorgestern, gab es kaum Gelegenheiten. Ihre Familie, vor allem Youssef, hüteten sie inzwischen wie ihren Augapfel.

Nachdem ihre Kanister gefüllt waren, setzten sie sich auf ein paar verfallene Betonblöcke neben den Tanks. Frisches Gras sprühte überall, wo das Wasser aus undichten Stellen in den Staub tropfte.

»Kara? Denkst du, es gibt Europa wirklich?«, fragte er, um die schlechten Nachrichten noch etwas aufzuschieben und ihre Nähe zu genießen. »Also, das mit grünen Wäldern und Menschen, die nicht arbeiten müssen und so, meine ich.«

Wenn er sich in der kargen Steppenlandschaft umschaute, schien ihm das eine seltsame Vorstellung. Hier

regnete es maximal zweimal im Jahr. Vor Jahrzehnten, zu Zeiten von Karas Großeltern, kam der Regen deutlich öfter und der Tanklaster wurde fast nie benötigt.

»Ach, ich weiß nicht«, antwortete sie leichthin und warf ihre Haare nach hinten. »Kann schon sein. Du kennst die Gerüchte. Und neulich meinte Ali, der Händler, der hier war, dass er einen Schwager hätte, der auf einem Schiff arbeitet und drüben war. Im Hafen, wo sie Waren ausgeladen haben, gab es keine Menschen. Nur Roboter. Stell dir das vor! Irre. Drum herum war es wohl grün und voller Pflanzen.«

»Roboter? Echt?« Er beugte sich vor. »Wow. Und? Hat er sich umgesehen?«

»Nee, vergiss es. Keine Chance. Auf dem Schiff wurden sie streng bewacht. Aber uns geht es hier doch auch nicht schlecht.« Sie schaute ihn an und legte ihre Hand unauffällig auf seine. »Machen wir das Beste aus dem, was wir haben.«

Das war einer ihrer häufigsten Sprüche. Kara war deutlich pragmatischer veranlagt als er. Mit dieser Haltung hatte er sich nie angefreundet. Ihn drängte es, die Dinge zu verändern. Gestern Nachmittag hatte jemand die zarte Pflanze seiner begrenzten Möglichkeiten brutal zertreten.

»Du bist witzig«, meinte er missmutig und warf einen Stein auf den leeren Platz. »Ihr habt große Felder am Hang und verdient damit ordentlich Geld.«

»Ach komm«, sie stupste ihn an, »auch für euch kommen bessere Zeiten.«

Schön wäre es. Er wollte gerade antworten und ihr von den Ziegen erzählen, da lief Youssef quer über den Dorfplatz direkt auf sie zu. Karas Hand zuckte zurück, als hätte

sie sich verbrannt. Ihr zwei Jahre jüngerer Bruder war ein bulliger Jugendlicher mit kurz geschorenen schwarzen Haaren.

»Hey Jacques, hab gehört, euch sind die klapprigen Zicklein verreckt? Tolle Leistung. Verschwindest du jetzt endlich aus unserem Dorf und lässt meine Schwester in Frieden?«

Sein Puls schoss in die Höhe und er sprang auf. Das war der Beweis! Ihr Bruder musste es gewesen sein, der die Ziegen vergiftet hatte. Woher sonst sollte er davon wissen?

»Connard! Salaud! Du warst es!«, brüllte er und wollte sich auf ihn stürzen.

Kara hielt ihn an beiden Schultern zurück: »Jacques! Nein!«

Youssef grinste breit, stand mit verschränkten Armen vor ihnen und setzte hinzu: »Und selbst eure mickrige Pacht könnt ihr nicht zahlen. Am besten packst du gleich mal deine Sachen. Ach, nee. Du hast ja nichts. Du kannst dich also direkt aus dem Staub machen.«

»Ta gueule!« Genug war genug. Er sprang vor und wollte sich auf den Kerl stürzen, aber seine Freundin klammerte sich erstaunlich kräftig an ihn, sodass seine Füße nur über den Sand rutschten.

»Lass es. Das will er doch nur«, flüsterte sie und wandte sich direkt an ihren Bruder: »Verzieh dich, Youssef! Sofort. Sonst erzähle ich Idir später, wie unmöglich du dich benommen hast.«

»Pah. Mir egal.« Er spuckte ihm vor die Füße und rempelte ihn im Vorbeigehen an.

»Hey, was ...?« Mit einem Schwinger versuchte Jacques, dem Halbstarken eine zu verpassen, verfehlte jedoch, da Kara sich weiterhin an ihn klammerte.

»Lass es, Jacques. Das ist es nicht wert.«

Feixend schritt ihr Bruder an ihm vorbei und verschwand um die Ecke.

»Aber er hat unsere Ziegen vergiftet!«, schrie er und deutete mit zitterndem Zeigefinger in die entsprechende Richtung. »Er!«

»Ist ja gut. Jetzt beruhig dich erst mal und lass uns von hier verschwinden. Die anderen gucken schon.«

Vor Wut schwer atmend schleppte er gemeinsam mit Kara die Kanister um die nächste Ecke. Dort lehnten sie sich im Schatten gegen eine kühle Lehmwand.

»Stimmt es, was er erzählt hat?«, fragte sie ihn mit Besorgnis in der Stimme.

»Ja, verdammt.« Mit der Hand fuhr er sich durch die Haare. »Sie sind tot. Alle drei. Ich bin überzeugt, dass er es war. Jemand hat gestern giftige Blätter ins Gatter geworfen. Sonst weiß davon niemand.«

»Blödsinn. Das mit den Ziegen haben doch mit Sicherheit eure Nachbarn mitbekommen, das ist kein Beweis. Und von Gift hat Youssef kein Wort gesagt.« Sie hielt inne. »Was sagt denn deine Mutter dazu?«

Er holte tief Luft. »Sie will wegziehen. Hat irgendeine krude Idee. Erzählt mir aber erst später, was genau. Und wovon sollen wir leben? Betteln gehen? Außerdem ...« Er verstummte.

»Außerdem, was ...?«

Schnell schaute er sich um, ob es keine Lauscher gab, und flüsterte: »Außerdem könnte ich dich nicht mehr treffen. Kara! Das geht nicht!«

»Dann rede endlich mit meinem Vater. Über uns meine ich.«

Bei dem Gedanken wurde ihm übel und er rückte ein Stückchen von ihr fort. »Wozu? Wenn ich ihn frage, jagt der mich vom Hof. Wir sind Zugezogene, die noch nicht mal eure Sprache richtig sprechen. Lästige Bettler, genau wie Youssef sagt. Der hat die Ziegen vergiftet! Damit wir die Pacht nicht mehr zahlen können – an euren Vater, wohlgemerkt. Aber das kann ich nicht beweisen, wie du selbst bemerkt hast. Über was, bitte schön, sollte ich also mit ihm reden?«

Sie hob beschwörend ihre Hände. »Idir ist nicht so, wie du denkst. Ihr lebt bereits seit elf Jahren hier im Dorf und er weiß, was ihr durchgemacht habt. Wir haben euch damals geholfen, schon vergessen? Wenn du mit ihm sprichst, ...«

»Non. Impossible!« Entschieden sprang er auf und hob abwehrend seine Hände. »Zuerst muss ich ordentlich verdienen – für uns. Dann kann ich mit ihm sprechen. Über uns.«

»Von wegen *Impossible*.« Sie stemmte ihre Fäuste in die Hüften und funkelte ihn an. »Das einzige Unmögliche ist, hier in diesem Kaff ohne eigenes Feld und Vieh Geld zu verdienen! Da hat deine Mutter leider recht!«, hielt sie ihm entgegen.

»Ich ... ach, verdammt. Ja. Lass uns nachher weiter darüber reden, vielleicht hat sie ja wirklich eine Idee, die uns hilft.«

Um der weiteren Diskussion aus dem Weg zu gehen, verabschiedete er sich knapp und kam wenige Minuten später mit seiner schweren Fracht zu Hause an.

Seine Mutter schien bereits unterwegs zu sein. So ein Mist. Einerseits wüsste er gerne, mit wem sie gestern telefoniert hatte und was ihre Idee war, andererseits musste er sich jetzt selbst um das Wässern der Gerste kümmern. Und deswegen würde er heute erneut den Arbeitsvermittler verpassen. Verdammt! Offenbar hatte sich die ganze Welt gegen ihn verschworen.

Grummelnd packte er erneut die Kanister und schlepppte sie in Richtung der Felder, während eine kräftige Böe ihm den Sand um die Knöchel peitschte.

# **Ferngesteuerter Spinnenkasten**

Vier Monate zuvor

Diego

Kühler Wind wehte einzelne Sandkörner über den gepflasterten Bürgersteig. Die Mondsichel und Straßenlaternen tauchten die schlichten Fronten der Mietskasernen in fahlen Schein. Dunkelgraue Türen und hellgraue Wände mit herabgelassenen Jalousien dominierten das Bild. Nur aus wenigen Fenstern drang das blaue Flackern eines Displays. Die meisten Menschen bevorzugten es, direkt in die virtuellen Welten einzutauchen, statt sie nur von außen auf einem 3-D-Fernseher zu betrachten. Schwärme schwarzer Drohnenschatten huschten brummend durch den sternennklaren Himmel. Hin und wieder tauchte einer von ihnen hinab wie ein Seevogel zu seiner Beute. Jedoch nicht, um zu jagen, sondern um eine Lieferung an einen der faulen Städter abzugeben, zu denen auch er zählte. Ein typisches Vorstadtviertel in Almería.

Aber Diego war nicht wegen der romantischen Stimmung hier. Und außerdem war Eile angesagt. Sobald er loslegte, blieben ihm maximal zehn Minuten. Normalerweise verbrachte er die Abende lieber in seinem gut gesicherten Haus in einem Spiel in der virtuellen Realität. Dort wartete ein Trupp Orks im Elbenwald darauf, dass er sie abschlachtete. Heute Nacht hatte er einen anderen Plan.

Er schaute vorsichtig um die Ecke der Hauswand und strich sich eine lästige Strähne aus den Augen. Das Areal vor ihm war von einer drei Meter hohen Betonmauer umgeben. Gewickelter Klingendraht bildete den unfreundlichen Abschluss und sorgte dafür, dass niemand das Gelände unerlaubt betrat. Zumindest kein Mensch.

Die einspurige Straße war menschenleer. Nicht nur wegen der Uhrzeit. In diesem künstlich errichteten Stadtteil am Rande von Almería mit seinen uniformen, zweistöckigen Betonbauten, verließ kaum jemand die Wohnung. Lebensmittelgeschäfte, Restaurants oder Büros hatten die Stadtplaner gar nicht erst vorgesehen. Wozu auch?

Zur Sicherheit trat er trotzdem ein paar Schritte zurück in die unbeleuchtete Gasse. Über den angrenzenden Häuserblöcken spannte sich schwarzer Nachthimmel. Er hockte sich zwischen zwei blecherne Müllcontainer. Der Gestank von fauligen Eiern und vollgeschissenen Windeln stieg ihm in die Nase. Hier wäre er vor einer zufälligen Entdeckung geschützt. Um diese nachtschlafende Zeit brachte hoffentlich keiner der Nachbarn seinen Müll zur Tonne.

Aus dem geöffneten Rucksack holte er seine grau lackierte Drohne. Eine überdimensionale Roboter-Spinne mit eingeklappten Beinen. Das von ihm modifizierte Gerät hatte die Grundfläche eines A4-Blattes und wog rund zwei Kilogramm.

Geübt setzte er sich ein spezielles Headset auf. Die federleichte Brille bedeckte seine Augenpartie und Ohren vollständig. Im Inneren erzeugten zwei winzige Projektoren Videobilder direkt auf die Netzhaut. Anschließend zog er die passenden Controller-Handschuhe an, mit denen

steuerte er das Gerät. Über der Drohne schwebte ein virtueller grüner Button. Nochmals durchatmen – und los!

Zehn Minuten, ab jetzt. Mehr hatte er nicht.

Flink fuhren acht Beine sowie vier flexible Greifarme aus. Der Roboter war bereit für seine kritische Mission. Diego setzte sich auf den feuchten Boden und lehnte sich zurück. Der kühle Asphalt und die Wand in seinem Rücken ließen ihn frösteln. Seine Sicht wechselte auf die der Drohne. Ihre hochauflösende 3-D-Optik gab ihm das Gefühl, die Spinne selbst zu sein.

Aus einer bodennahen Perspektive sah er sich wie einen Riesen an der Betonwand sitzen. Das war ungewohnt, aber er hatte lange genug geübt, um sich davon nicht mehr irritieren zu lassen. Was folgte, entsprach einem normalen Spiel in der virtuellen Realität, der VR. Nur, dass sich das schwarze Gerät nicht in der VR bewegte, sondern ganz real zügig von ihm wegkrabbelte.

Zunächst schaute er sich kurz um. Die Gasse war menschenleer. Ohne zu zögern, trippelte er über die unbelebte Straße auf die andere Seite zur Steinmauer. Seine acht Beine waren mit mikroskopischen Widerhaken und winzigen elektronischen Krallen ausgestattet. Problemlos kletterte er damit senkrecht am groben Putz hinauf. Oben angekommen drückte er seinen mechanischen Körper unter den scharfen Kanten des Zauns hindurch.

Zitternd und zerrend blieb er hängen. Verdammtd, das kostete Zeit. Mit Fingerspitzengefühl bediente er die vier Greifer und entfernte das lästige Stück Draht, das sich auf seinem Rücken verhakt hatte. Hoffentlich war das kein schlechtes Omen.

Um die diversen Kameras und Sensoren sorgte er sich nicht. Heutzutage guckte kein echter Mensch mehr auf die Bilder. Naïn, einer seiner Mitstreiter, hatte die hiesige Sicherheits-KI, eine künstliche Intelligenz, gehackt. Das Computerprogramm wachte über dieses Areal. Heute Abend würde es dank des Hacks fette Metallspinnen ignorieren. Allerdings nur für besagte zehn Minuten – jetzt noch acht.

Auf der anderen Seite orientierte er sich kurz auf dem detaillierten 3-D-Plan von dem Gebäudekomplex. Diesen hatte er vor einer Woche mithilfe einer Flugdrohne erstellt. Zügig krabbelte seine Spinne über den glatten Asphalt an den unbeleuchteten Gebäuden vorbei. Aus dem virtuellen Augenwinkel nahm er eine Bewegung wahr. Shit! Da kam ein größeres Gefährt von der Seite auf ihn zugerast!

Und jetzt? Ohne zu zögern, krabbelte er ein paar Schrittchen rückwärts und drückte sich in den Schatten zwischen Wand und Straße. Alle Systeme auf Stand-by. Beine einklappen und abwarten. Ich bin nur ein unscheinbarer schwarzer Kasten, nichts weiter. Bitte ignorier mich. Ja, ja, nur ein Kasten. Mit klopfendem Herzen wartete er ab, was dort kam.

Ein dunkelgrau lackierter Roboter rollte auf sechs fetten Gummirädern heran. Das Modell kannte er – leider. Es basierte auf einem seiner eigenen frühen Entwürfe. Diese Version war für die militärische Überwachung ausgelegt. Das kantige Gerät verfügte über eine autonome Steuerung. Damit war es kaum zu hacken. Hinzu kamen kräftige Greifarme sowie zwei Maschinengewehre. Nichts von dem hatte er etwas entgegenzusetzen.

Das Gefährt blieb unmittelbar vor ihm stehen. Mist. Der Scan des Roboters durchdrang kribbelnd seinen Körper. Ach, Blödsinn. Er saß rund zweihundert Meter entfernt zwischen stinkenden Müllcontainern.

Oh, verdammt. Er schluckte. *Spinnen* wurden von der KI ignoriert – *Kästen nicht!* Schnell die Beine wieder raus. Spinne. Ich bin eine Spinne, kein Kasten.

Bange Sekunden später setzten sich die Reifen vor seiner Nase in Bewegung und das Teil führte seine Patrouille unverrichteter Dinge fort. Es hatte vermutlich seine Entdeckung an die Sicherheits-KI des Geländes gemeldet. Diese hatte strikte Anweisung ihn zu ignorieren. Das schien in diesem Fall funktioniert zu haben. Diego war erneut heilfroh, dass hier keine Menschen involviert waren. Denen hätte man diesen Blödsinn nicht auftischen können.

Noch sechs Minuten.

Wenig später erreichte er sein Ziel: ein unscheinbarer Wellblechcontainer. Aus seiner Perspektive war die Metalltür ein gigantisches Lagerhaustor. An dem Metall hinaufzuklettern war unmöglich. Ein kurzer Funkimpuls mit dem richtigen Code ließ das Schloss aufspringen. Das war das Werk von Loris, eines weiteren Mitstreiters ihrer eingeschworenen Truppe. Schnell öffnete er mit zweien seiner Arme die Tür.

Innen war es zwar stockdunkel, die Restlichtverstärkung seiner Kamera zeigte ihm dennoch alle Details. Zügig krabbelte er hinein und schaute sich um. Plastikkästen voller alter Tablets, Smartphones, Headsets und anderem Gerät. Dazu Tische zur Bearbeitung und ein schwarzes Wanddisplay. Vor sich erkannte er einen voluminösen Elektronik-Schredder, dessen breites Froschmaul darauf

wartete, den Schrott aus den Containern zu zerhäckseln. Was wichtiger war: Am Boden vor ihm stand eine hohe Box mit Altgeräten, die gelöscht, aber noch nicht zerstört waren.

Mühelos kletterte er hinauf und durchwühlte die oberste Schicht in der Kiste mit seinen Greifern. Tiefer kam er nicht. Die meisten Geräte waren äußerlich intakt. Blöd. Welche Möglichkeiten gab es? Eines nach dem anderen herauszuklauben würde Stunden dauern.

Ihm blieben nur noch vier Minuten. Mehr als die Hälfte der Zeit war rum!

Er brauchte einen Hebel, um die längliche Box umzuwerfen. Dort! Auf einer Werkbank neben ihm lag ein fünfzig Zentimeter langes flaches Metallstück. Seine Spinne krabbelte an den Rand und streckte langsam ihre Vorderbeine aus, um an die Tischkante heranzukommen. Eine wackelige Angelegenheit. Mit allen vier Hinterbeinen stand er auf der Kistenkante und reckte sich. Gleich würde er sie erreichen.

Die Kante verschwand aus der Sichtweite. Die ganze Box kippte unter dem Gewicht seines Roboters. *Rums!* Mit einem massiven Krachen und Scheppern landete der Container gemeinsam mit ihm auf der Seite. Hunderte Smartphones, Tablets und Computing-Einheiten verteilten sich als weiter Fächer auf dem Betonboden.

*Beine 7 und 8 bewegungsunfähig!* Die Schrift leuchtete rotblinkend im Gesichtsfeld. Verdammtd! Seine hinteren Gliedmaßen waren unter der Kante der Kiste verklemmt.

Ein schriller Alarmton hallte über das Gelände. Die Security-KI war ihm gegenüber blind, aber nicht taub. Wenn er hier nicht zügig wegkäme, wäre er gleich Teil des

Elektroschrotts. Mit seinen oberen Greifern hob er die Kante der nun leeren Box und kam frei.

Beeil dich, Diego! Noch zwei Minuten!

Kurz darauf fand er ein dünnes Tablet, das den Eindruck erweckte, als wäre es von einem Auto überrollt worden. Vorder- und Rückseite waren komplett zerschrammt. Der ID-Chip, sein Ziel, sollte trotz der massiven Beschädigung intakt sein. Auch der äußere Inventar-Code war unleserlich zerkratzt. Die Chancen standen gut, dass sich die Geräte-ID noch im System des Unternehmens registriert war. Perfekt.

Er klemmte sich das Tablet mit seinen Greifern fest auf den Rücken und begab sich auf den Rückweg. Aus der Tür spähend erschien am Ende der Gasse die Silhouette des Sicherheitsroboters, der Vollgas auf ihn zuhielt. Oh, oh. Rüber auf die andere Straßenseite. Das fette Teil hatte ihn garantiert gesehen, aber klettern konnte es mit seinen Rädern nicht. Rauf auf das Gebäude! Seine Füße krallten sich fest in das Mauerwerk. Das Gewicht des Tablets verlangsamte seine Spinne. Gleich würde ihn der Roboter erreicht haben.

Noch eine Minute.

Das fette Sicherheitsgerät ignorierte ihn erneut, während er sich seitlich an der Wand entlangbewegte. Es inspirierte zunächst den Recyclingraum, dessen Tür offenstand. Ein Meter, dann wäre er an der Ecke und verschwände aus dem Sichtfeld.

Mehrfaches peitschendes Knallen hallte über das Gelände. Putz platzte links und rechts von ihm aus der Wand. Shit! Die Zeit seines Hacks war abgelaufen. Er verlor die zwei Beine endgültig und ignorierte den roten

Schriftzug, der vor seinen Augen blinkte. Kurz darauf war er außer Sichtweite. Sicher nicht lange. Ohne zu zögern, kletterte er senkrecht die Mauer hinauf. Zu langsam? Nein. Er schwang sich über die Dachkante.

Sobald die Sicherheitskräfte ankämen, bräche hier die Hölle los. Die Außenmauer war nur eine Straßenschlucht weit entfernt. Riskant, aber machbar. Ohne einen Gedanken an den Wachroboter zu verschwenden, krabbelte er auf der anderen Seite hinunter, ließ sich den letzten Meter fallen und rannte über den Asphalt. Auf der gegenüberliegenden Mauer ging es wieder hinauf. Das war seine einzige Chance. Mit etwas Glück ... Erneutes Knallen. Die Spinne verlor einen Greifer und kam auf der Mauerkrone an. Jetzt noch ...

Krachen. *Connection Lost*. Nein!

Diego saß schweißbedeckt, zitternd und außer Atem zwischen den stinkenden Müllcontainern.

Fuck, Fuck, Fuck! Schmerhaft hieb er mit der Faust gegen die Betonwand.

Keine Zeit nachzudenken. Wie einer Feder sprang er auf und griff seine Sachen. Eine zweite Chance erhielt er nicht.

Kurz schaute er sich um und warf einen Blick in den Himmel. Noch keine blinkenden Lichter. Im Sprint hetzte er in Richtung Absturzstelle. Das waren maximal hundert Meter. Die Sirenen waren bereits deutlich zu vernehmen. Auf dem Gehweg lagen einzelne verkrümmte Spinnenbeine und Teile des Chassis im weiten Radius verstreut. Die Schüsse hatten das Gerät zerfetzt. Das Tablet! Eine Kugel hat ein Loch hineingestanzt, aber ansonsten war es

komplett. Er stopfte die Überreste in den Rucksack. Rotorengeräusche näherten sich.

Nichts wie weg. Diego rannte in die finstere Gasse gegenüber.

### Peter

Eiskalter Regen prasselte auf seine Kapuze. Lange Wasserfäden tropften seitlich herunter und vermischten sich mit dem dünnen Film auf dem Gehweg. Einzelne verummumte Gestalten kamen ihm mit eingezogenen Schultern entgegen. Ein Regenschirm schrammte nur Millimeter an seinem linken Auge vorbei.

»Hey, du Depp ...!« Peter drehte sich erbost um, aber der anonyme Passant ignorierte ihn und verschwand im grauen Nass zwischen den Plastbetonbauten. Auf der einen Seite die hohen Glasfronten der Regierungsagenturen, auf der anderen schlichte Betonklötze mit winzigen Fensterschlitzten.

Als er vor dreißig Jahren noch auf Streife war, wäre ihm das nicht passiert. Damals hatten die meisten Menschen noch Respekt vor Polizisten. Wobei davon auszugehen war, dass neunundneunzig Prozent der Leute hier auf dem Bürgersteig für eine Behörde tätig waren, ähnlich wie er. Ansonsten würden sie genauso von zu Hause arbeiten oder spielen wie der Rest Europas.

Die Tür zum 24/7 Kiosk öffnete sich. Pitschnass trat er in den winzigen Raum und kümmerte sich nicht um die Pfütze, die er hinterließ. Der schwarze Klotz eines Fast-Food-Printers sowie das mannshohe Display eines Getränke- und Kaffeeautomaten begrüßten ihn. Die Zeiten, in denen Menschen in kleinen Läden wie diesem arbei-

teten, waren schon seit seiner Jugend vorbei. Und die Zeiten, in denen kleine Läden existierten, spätestens, seit man sich sprichwörtlich alles per Drohne liefern ließ.

»Soja-Kaffee, groß, schwarz«, gebot er dem stummen Diener, der sein Verlangen mit fröhlichem Blinken quittierte.

Peter hob seine Hand vor die Scanner-Fläche und war in dem Moment zwei Centraleuro ärmer sowie ein bitteres Gebräu reicher. Das war immer noch deutlich besser als das klumpige Pulver der Dienststelle. Schöne neue Welt. Kurz zögerte er.

»Zwei CaramelMax-Riegel. XXL«, wies er den Automaten an und wartete ein paar Sekunden auf die Produktion.

Wie jeden Tag nahm er sich vor, gesünder zu leben und endlich abzuspecken. Trotzdem brachte er diese fiesen Kalorienbomben direkt mit an den Arbeitsplatz. Egal. In der VR suchte man sich einen Avatar aus und in der Real-Welt interessierte sich niemand für seinen Körper – außer das schlechte Gewissen. Und der lästige Robo-Doc, dessen Untersuchung er jedes halbe Jahr über sich ergehen ließ. Dienstvorschrift.

Platschend lief er auf die andere Straßenseite, ohne den Verkehr eines Blickes zu würdigen. Von rechts rauschte ein gelber Umriss durch den Regen heran, bremste rechtzeitig ab und wartete, bis er vorbei war. Durch die breite Frontscheibe nahm er aus den Augenwinkeln wahr, wie ihm ein Passagier im Businessanzug genervt nachblickte.

Vor ihm erhob sich ein zwanzig Stockwerke messendes, finstres Gebäude mit verspiegelter Glasfront. Es hatte sicherlich schon dreißig Jahre auf dem Buckel. Neue

Büros baute niemand mehr. Und hier in Pullach bei München wurden diese ausschließlich von Polizei- und Überwachungsbehörden genutzt.

Tropfend trat er durch die äußere Sicherheitsschleuse in die Dienststelle der Bundespolizei. Der weite, mit beigem Marmor gefliesten Empfangsraum war bis auf die ankommenden Kollegen und fünf Fahrstuhltüren leer. Wie alle Häuser war auch dieses komplett automatisiert. Unbefugte kamen gar nicht erst ins Gebäude. Und so etwas wie physische Besucher existierten in der heutigen Welt ohnehin nicht mehr.

Nach dem automatischen Check-in beim Betreten hörte er die androgyne Stimme der lokalen KI im Ohr: »Guten Morgen, Peter. Ich habe dir Platz fünfunddreißig im zwölften Stock reserviert. Bitte nimm Lift Nummer drei. Ich wünsche dir einen erfolgreichen Tag!«

Ja, ja. Er schenkte sich die Antwort.

Der Fahrstuhl katapultierte ihn und ein paar ihm unbekannte Kollegen, in wenigen Sekunden nach oben. Der weite Raum mit der gedimmten Beleuchtung erinnerte eher an eine Motorenfabrik als an ein Büro. In fünf Reihen zu je zehn Geräten standen die VR-Seats. Vier armdicke Stahlrohre bildeten jeweils eine Kugel. In deren Mitte befand sich ein freischwebendes Drahtgeflecht, das an vielen dünnen Drähten aufgehängt war. Es hatte die grobe Form einer menschlichen Gestalt. In der Ausgangsposition war es wie ein Sitz geknickt. Man konnte sich bequem in ihm niederlassen, um dann mit dem ganzen Körper in die virtuelle Realität einzutauchen. Daher der Name: »VR-Seat«.

Er setzte sich und tauschte das private VR-Headset, das er ständig trug, gegen ein dienstliches. Kurz darauf aktivierte sich sein Gerät. Wie beim Eintauchen in eine lauwarme Badewanne umhüllte aktiver Schaumstoff seinen Körper und richtete ihn auf. Wenige Augenblicke später stand er in seinem gewohnten virtuellen Arbeitszimmer. Die Umgebung hatte er einem klassischen Kreativ-Raum nachempfunden. Mit Whiteboards und Pinnwänden sowie Wänden in Beton-Optik. Keine Fenster oder Türen. Beides brauchte es in der VR nicht. Ihm gefiel es, wenn er sich nur auf seine Arbeit konzentrieren konnte. Andere Kollegen hatten ihren Arbeitsplatz am Strand oder im Dschungel eingerichtet. Das war für ihn nicht nachvollziehbar. Die dauernde Ablenkung würde ihn nerven. Und frische Luft gab es in der VR eh nicht.

»Guten Morgen, Peter. Ich habe einen potenziellen Fall hereinbekommen, willst du ihn anschauen?«, begrüßte ihn die sanfte Stimme Janas, seiner virtuellen Assistentin, aus dem Off.

Das ständige Duzen der KIs nervte, war aber kaum vermeidbar, da diese Ansprache aus dem Englischen übernommen wurde. In der VR wurden alle Gespräche in Echtzeit in die jeweilige Zielsprache des Nutzers übersetzt. In seinem Fall war es Deutsch, da ihm seine Muttersprache noch immer am leichtesten über die Lippen ging. Trotzdem wäre ihm etwas mehr Respekt und Abstand dieser vorlauten Automaten lieber.

»Schieß los.« Die 3-D-Darstellung eines Industrieareals in Süd-Spanien nahe Almería materialisierte sich vor ihm.

»Dies ist eine Recycling-Anlage für Elektroschrott. Hier werden Geräte von Behörden, Militärs sowie deren Dienstleister sicher verschrottet.«

»In Ordnung, das kann ich selbst lesen. Scheinbar gab es einen Einbruch. Wurde was gestohlen?«

»Hier liegt das Problem. Das weiß ich nicht.« Wow, eine besserwisserische KI, die mal etwas nicht wusste. Das versprach ein interessanter Tag zu werden. »Zunächst wurde der Einbruch nicht bemerkt. Erst bei einem regulären Audit der Sicherheitsprotokolle fielen Unstimmigkeiten auf. Die Datenforensik ist davon überzeugt, dass die Sicherheitssysteme manipuliert wurden, um die Straftat zu verdecken.«

Das war ungewöhnlich.

»Handelt es sich um eine behördliche Einrichtung? Sprich: Wurde hier tatsächlich das GovNet angegriffen?« Schwer vorstellbar.

»Nein, natürlich nicht. Es ist ein privater Betreiber, der die öffentliche Cloud nutzt«, kam die erwartbare, hochnässige Antwort.

»Verstehe. Und warum landet die Akte jetzt bei mir und nicht bei der lokalen Polizei?«, hakte er nach.

»Im Wesentlichen, weil die Altgeräte sensible Daten enthalten und aufgrund des komplexen Einbruchschemas.«

»Inwiefern komplex? Muss man dir jedes Wort aus der Nase ziehen, du Habberle?«

»Nein Peter, ich habe keine Nase.«

Interessanterweise ignorierte sie den bayrischen Dialekt, den er von seiner Großmutter – Gott hab sie selig – übernommen hatte. Mit der fortschreitenden Digitalisierung seit den 2020er-Jahren und dem Einsatz von KIs

im Schriftwesen war im Grunde jegliche Mundart verloren gegangen. Vermutlich war das Schimpfwort daher zu alt, um von heutigen KIs noch als solches erkannt zu werden. Das musste er sich unbedingt merken. »Neben der Manipulation der Sicherheits-KI«, setzte sie ihre Erklärung fort, »wurde eine kleine, autarke Bergungsdrohne eingesetzt. Das ist erst bei der Durchsicht des Überwachungsvideos durch einen Menschen aufgefallen. Die KI hatte diese Drohne nicht wahrgenommen.«

Sie spielte ihm den 3-D-Stream der Überwachungskameras ein. Darauf war deutlich zu erkennen, wie der spinnenartige Krabbler zunächst das Gelände betrat. Komplett unbehelligt. Faszinierend. Erst am Ende warf die Drohne eine größere Box um, was die Aufmerksamkeit der Sicherheits-KI erregte. Der Sicherheitsroboter erkannte daraufhin den mechanischen Eindringling und hat das Feuer eröffnet. Dieser entkam schwer beschädigt über die Mauer.

»In dem Raum lagerten vermutlich Geräte des Militärs?«

»Nein, Peter. Die Geräte eines behördlichen Dienstleisters: der PeaSecur SE.«

Oha. PeaSecur SE stand für »Peace and Security Societas Europaea«, dem größten Sicherheitskonzern in der ZEU, der Zentralen Europäischen Union. Das war für eine Hackergruppe sicherlich ein attraktives Ziel.

»Okay. Und die Tür war unverschlossen?« Was für eine Schlamperei.

»Nein, natürlich war sie verschlossen.« Hörte er da eine gewisse Arroganz heraus? »Aber die Drohne hat den korrekten Öffnungscode übermittelt.«

Wow. Da war eine geschickte Truppe am Werk.

»Es wurde nichts gestohlen?« Er wunderte sich.

»Es fehlt nichts aus dem Inventarverzeichnis. Jedoch trug die Spinne ein zerstörtes, kleines Tablet auf ihrem Rücken aus dem Raum.«

Das erklärte es. Ansonsten wäre das Gerät verzeichnet.

»Konntest du die Steuerung der Drohne über eine Cloud-Verbindung rückverfolgen?«

»Nein. Jemand steuerte sie mithilfe einer lokalen Funkverbindung. Das ist für autonome Bergungsdrohnen nicht ungewöhnlich, da diese für den Einsatz ohne Cloud-Verbindung konzipiert wurden.«

»Ja, das ist mir klar. Dann muss die Person, die diese Spinne gesteuert hat, in der Nähe gewesen sein.«

»Korrekt. Die reguläre Reichweite des Modells beträgt maximal fünfhundert Meter.«

»Ja und? Hast du den Piloten, der das Ding steuert, in der Umgebung auf irgendwelchen Überwachungsvideos gefunden?«

Er hasste es, diesen KI-Dumpfbacken tausend Rückfragen zu stellen.

»Ja, als er die Reste des Tablets aufgesammelt hat.«

... und wenn sie unausweichliche Folgefragen nicht sofort beantworteten.

»Und? Wer ist es?«, hackte er genervt nach.

»Die Person konnte nicht identifiziert werden, da sie ein Headset im Offline-Modus trug sowie einen Mundschutz und Handschuhe. Es wurden auch keine DNA-Spuren gefunden.«

»Gibt es dafür eine Erklärung? Stopp – vergiss diese Frage, da bekomme ich von dir eh keine brauchbare Ant-

wort. Welche weiteren Faktoren hast du überprüft?«

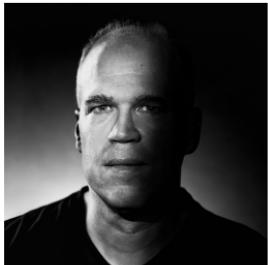
»Die infrage kommenden Überwachungskameras weisen keine Manipulationen auf. Jedoch gibt es weite Bereiche in diesem Teil der Stadt, die nicht überwacht werden.« Jana blieb weiterhin höflich-neutral. Klar. KIs schmollten nicht.

»Das bedeutet, jemand, der sich in der Gegend gut auskennt, hätte den Kameras problemlos ausweichen können.«

»Das hast du richtig erkannt.«

Dreck, verdampter.

»Okay, dann wollen wir mal. Akteneintrag: Peter Hessler übernimmt den Fall.«



Geboren 1976 in Bremen, lebt Allan Rexword heute im Münchener Süden mit seiner Familie und Katze Susi. Seine literarischen Anfänge als Schriftsteller machte er im Selfpublishing.

Als Autor widmet er sich realistischer Fiction und Thrillern mit einem Hauch fantastischer Elemente. Er beleuchtet die nahende Zukunft aus gesellschaftlicher, politischer und technischer Sicht.

Berufllich in der Entwicklung innovativer Zukunftstechnologien tätig, fließen seine Erfahrungen in die Werke ein und verleihen den Thrillern einen packenden Realismus.

Entdecken Sie die Welt dieses Autors, in der Technologie und menschliche Dramen miteinander verschmelzen. Begleiten sie die Protagonisten aus einer sehr persönlichen Sicht und erforschen Sie die düsteren Abgründe der zukünftigen Menschheit.

# RACHEVIRUS

Im Jahr 2095, in einem von Armut gezeichneten Algerien. Ein verzweifelter Kampf um Liebe und Menschlichkeit. Jacques steht vor seiner größten Herausforderung: die Rettung seiner entführten Freundin Kara. Ein Gegner ist dabei der „Wall“, eine gnadenlose Barriere im Mittelmeer, die den grünen Kontinent vom Rest der Welt abschneidet und Zeugnis von Europas Abschottungspolitik ist.

Tausende Kilometer entfernt, mitten im hypermodernen Europa, schmiedet Hacker Diego einen raffinierten Plan. Getrieben von dem Wunsch nach der Rache an einem mächtigen Sicherheitskonzern, wird ein menschlicher Köder zum Schlüssel seines Vorhabens.

In einer Welt, in der Technologie als Waffe und als Schild dient, entfaltet sich eine Geschichte über die Zerbrechlichkeit menschlicher Beziehungen und die unermessliche Kraft des Widerstands.

„Rachevirus“ ist ein fesselnder Zukunftsthriller und ein tiefgründiger Kommentar zu unseren aktuellen gesellschaftlichen Herausforderungen und der ewigen Frage nach dem richtigen Handeln in einer komplexen Welt.

ISBN 978-3-03977-002-1



€ (D) 18,90 € (AT) 19,90

8280-  
edition.ch

Ein Buch von  
www.8280-edition.ch